

Zur Modellierung von Formulierungsprozessen

Arne Wrobel
Marburg

Although the formulation process is of central interest for every theory of writing, we know very little about it. In this article it is argued that this is due to the general design of text-production models. Three prominent models are analyzed with regard to their theoretical approaches to formulation processes, on some specific restrictions and correspondences to empirical findings. As a result, some general proposals are made that may lead to a better understanding of formulation processes.

1 Neuorientierung durch Rückbesinnung

Modelle des Schreibprozesses sind innerhalb der modernen Schreibforschung zu einem recht frühen Zeitpunkt vorgeschlagen worden (vgl. z. B. Hayes/Flower 1980; de Beaugrande 1984; Molitor 1984). Trotz aller Unterschiede sind sich diese Modelle darin einig, daß eine Phase, ein Stadium oder eine Komponente des Formulierens als konstitutiv für jede Form des Schreibens anzunehmen ist. Modellierungen des Schreibprozesses sind deshalb immer auch gekoppelt mit expliziten oder impliziten Vorstellungen von der Struktur und der Funktionsweise des Formulierungsprozesses.

In diesem Beitrag werde ich mich mit einigen Modellen des Schreibens beschäftigen. Im Mittelpunkt soll dabei die Frage stehen, ob und in welcher Weise solche allgemeinen Modellvorstellungen Möglichkeiten der adäquaten theoretischen Modellierung und empirischen Erforschung des Formulierungsprozesses eröffnen oder verhindern.

Das Thema „Formulieren“ in dieser allgemeinen Form ist angesichts der derzeitigen Entwicklung der Schreibforschung sicherlich ein wenig „*out of step*“. Gleichwohl erscheint es als sinnvoll und legitim, sich nach mittlerweile fast zwanzig Jahren Schreibforschung und einer zunehmenden Spezialisierung von Forschungsinteressen und Fragestellungen der Grundlagen des eigenen Tuns zu vergewissern. Denn offensichtlich ist, daß sich die Schreibforschung in diesen 20 Jahren vehement weiterentwickelt hat und wichtige Erkenntnisse gewonnen worden sind. Offensichtlich ist aber auch, daß diese Entwicklung relativ inhomogen ist; daß wir also über manche Aspekte des Schreibens sehr viel mehr wissen als über andere. Warum existieren diese weißen Flecken? Und warum liegen sie dort, wo sie liegen? Einigkeit besteht innerhalb der Schreibforschung darin, daß die Stufe des Formulierens ein theoretisch wie empirisch nur unzureichend erforschter Teilbereich des Schreibprozesses ist. Dies ist kein Zufall, sondern hat systematische Gründe. Ein Grund liegt sicherlich darin, daß Formulieren jene Stufe der Textproduktion ist, in der gleichsam Geist und Materie, Kognitionen und Sprache zusam-

mentreffen und ineinander übergehen. Wie das geschieht, ist ein uraltes philosophisches Problem, daß hier natürlich weder diskutiert werden soll oder gar gelöst werden kann. Aus dieser Schnittstellenfunktion des Formulierens ergibt sich zweitens auch ein wissenschaftssystematisches Problem: das Problem nämlich des Interesses und der Zuständigkeit von Disziplinen. Bislang scheint es so, als existiere für das Formulieren eigentlich kein rechtes Interesse und keine Zuständigkeit. Für die Kognitionswissenschaften sind weitgehend Prozesse der kognitiven Organisation interessant, die *vor* dem Formulieren liegen; das Geschäft der Sprachwissenschaften beginnt hingegen erst dort, wo sprachliche Strukturen methodisch greifbar werden – also *nach* der Artikulation oder Vertextung. Für beide Seiten ist der Formulierungsprozeß eine Art Randphänomen, das man zwar in verschiedenen Theorieansätzen berücksichtigt, das aber kaum jemals im Zentrum des Interesses oder gar der Disziplin steht.¹

Der dritte – und meiner Meinung nach wichtigste – Grund dafür, daß wir über das Formulieren wenig wissen, liegt allerdings woanders: Er liegt in den bisher vorliegenden Konzeptionen des Schreibens bzw. des Formulierens selbst. Genau um diesen Punkt soll es im folgenden gehen. Meine These ist, pointiert ausgedrückt, daß die bisher vorliegenden Modelle des Schreibens und des Formulierens in systematischer Weise unproduktiv sind: Sie haben die Forschung auf diesem Gebiet nicht befördert, sondern behindert oder gar verhindert.

Um diese These zu erläutern und zu erhärten, werde ich zunächst drei unterschiedliche Formulierungsmodelle kurz vorstellen und an einigen Punkten zeigen, wo ihre Schwächen liegen, wo sie also zu vorliegenden Beobachtungen in Widerspruch stehen oder bestimmte Phänomene nicht erklären können. Aus dieser Kritik werde ich dann vier allgemeine Anforderungen an eine Theorie des Formulierens entwickeln, die man vielleicht als Rahmenbedingungen für produktivere Forschungen auf diesem Gebiet diskutieren kann.

2 Modelle des Formulierens

Innerhalb der Schreibforschung lassen sich drei große Gruppen von Konzeptionen des Formulierens unterscheiden: die kognitiv-sprachproduktionsorientierten, die sozial-interaktiven und die linguistisch-stilistischen Modelle.

2.1 Kognitiv – sprachproduktionsorientierte Modelle

Kognitiv-sprachproduktionsorientierte Modelle des Formulierens zeichnen sich dadurch aus, daß in ihnen Formulieren als ein generell obligatorisches Stadium jeder Form der Sprach- bzw. Textproduktion betrachtet wird. Formulieren meint hier also generell den Prozeß des Versprachlichens. Soweit ich sehe, gehen alle bis-

1 Ausnahmen bestätigen natürlich die Regel. Für den Bereich der Textlinguistik vgl. z. B. den prozeduralen Ansatz von de Beaugrande/Dressler (1981); für die sprachwissenschaftlich orientierte Schreibforschung de Beaugrande (1984).

her vorliegenden Modelle des Schreibens von diesem weiten Begriff aus. Sie nehmen also an, daß es zwischen einer vorgeordneten Stufe der Planung und einer nachgeordneten Stufe der Realisation oder Revision eine Stufe gibt, in der quasi der „Geist zur Sprache“ kommt. Im Rahmen allgemeiner Sprachproduktionsmodelle, etwa bei Levelt (1989), heißt dieses Stadium „*Formulizer*“, bei Hayes und Flower (1980) ist es die bekannte Komponente des „*Translating*“.

Wie funktioniert diese Übersetzung?

Zunächst ist festzuhalten, daß man innerhalb solcher Modelle relativ wenig darüber erfährt. Im wesentlichen stellt man sich die „Übersetzung“ so vor, daß irgendwie gearteten kognitiven Mustern – den Schreibplänen – entsprechende propositionale Gefüge und syntaktische Muster zugeordnet werden. Die Zuordnungsregeln sind rekursiv und beinhalten darüber hinaus gewisse Kontrollmechanismen, die dafür sorgen, daß fertige oder unfertige Formulierungen identifiziert und Schreibpläne sukzessive abgearbeitet werden können.

Ein derartiges Modell des Formulierens ist natürlich ziemlich unbefriedigend. Dies vor allem deshalb, weil es weitgehend identisch ist mit Modellen des Formulierens, wie sie im Rahmen allgemeiner Theorien der Sprachproduktion vorgeschlagen worden sind. Mit anderen Worten: Das Modell etwa von Hayes und Flower (1980) leistet gerade nicht das, was es leisten sollte: nämlich die Spezifik des schriftlichen Formulierens angemessen zu beschreiben oder gar zu erklären.

Damit ist nun allerdings nicht gemeint, daß schriftliche Textproduktion gänzlich unabhängig von einer allgemeinen Theorie der Sprachproduktion zu modellieren wäre. Es ist im Gegenteil anzunehmen, daß Sprechen und Schreiben gemeinsame Grundlagen haben, die auch innerhalb der Schreibforschung in Rechnung zu stellen sind. Das Problem besteht gerade darin, Modellvorstellungen zu entwickeln, die die Spezifik der jeweiligen Produktionsformen in angemessener Weise berücksichtigen und repräsentieren. Daß eine solche Spezifik besteht, steht mittlerweile außer Frage und ist empirisch auf verschiedenen Ebenen auch gut belegt. Ich erwähne hier nur beispielhaft drei Bereiche:

- Die Produkte mündlichen und schriftlichen Formulierens, Äußerungen bzw. Texte, unterscheiden sich hinsichtlich ihrer sprachlichen Oberflächenformen deutlich voneinander (vgl. z. B. Tannen 1982; Chafe 1985; Chafe/Danielewics 1987; Biber 1988). Schon dies legt die Annahme nahe, daß auch der Prozeß der Texterzeugung auf mindestens partiell unterschiedlichen Grundlagen beruht.
- Die Produktion schriftlicher Texte und mündlicher Äußerungen ist hinsichtlich ihrer beobachtbaren zeitlichen Strukturen, ihres Aufwandes und ihres subjektiven Schwierigkeitsgrades ziemlich verschiedenartig. Diese Verschiedenartigkeiten sind mit der Annahme eines universellen Übersetzungsmechanismus nicht zu erklären (vgl. z. B. Wrobel 1988 und 1995).

- Der Formulierungsprozeß ist nicht homogen; das heißt, die Erzeugung von Formulierungen scheint manchmal automatisiert zu erfolgen, ein anderes Mal erfordert sie extremen kognitiven und sprachlichen Aufwand. Dies ist nur dann zu erklären, wenn man annimmt, daß im Verlauf der Erzeugung eines Textes offenbar ein von Fall zu Fall unterschiedlicher Formulierungsbedarf besteht, nicht alles mithin in gleicher Weise dem Formulierungsmechanismus unterliegt (vgl. z. B. Keseling 1993).

Deutlich wird an diesen hier zusammengefaßten Untersuchungsergebnissen, daß kognitiv-sprachproduktionsorientierte Formulierungsmodelle eine Menge mittlerweile empirisch abgesicherter Erkenntnisse weder angemessen beschreiben noch erklären können. Dies liegt zum einen, wie bereits anfangs erwähnt, sicherlich daran, daß sich der Formulierungsprozeß außerhalb des eigentlichen Interessenbereichs der Kognitionswissenschaften befindet. Es liegt aber zum anderen auch an dem modularen Design solcher Modelle. Modulare Modelle haben generell das Problem, daß sie klare Input-Output-Bedingungen angeben müssen. Dies ist im Falle des schriftlichen Formulierens deshalb nicht einfach, weil wir nicht wissen, woraus Schreibpläne eigentlich bestehen. Für das schriftliche Formulieren ist anzunehmen, daß sie in vielen Fällen bereits sprachlich konstituiert sind und insofern der Formulierungsprozeß weniger Kognitives in Sprachliches übersetzt als vielmehr Sprachliches in verschiedener Weise expandiert oder adaptiert (vgl. Wrobel 1992 und 1995). Solche sprachfundierte Vorstellungen, wie sie etwa in Stichworten oder Gliederungen manifest werden, beziehen sich offenbar auch nicht nur auf zu formulierende Sätze, sondern auch auf größere Einheiten wie Paragraphen, Handlungsschritte oder ganze Texte. Es gibt, kurz gesagt, im Falle des Schreibens ziemlich unklare Übergänge zwischen Planen und Formulieren, zwischen Kognitivem und Sprachlichem, und diese Unklarheit ist nicht sehr gut vereinbar mit der Klarheit modularisierter Modellkomponenten, wie sie etwa Hayes und Flower (1980) annehmen. Auch aus diesem Grund haben solche Modelle Probleme mit der Modellierung des Formulierungsprozesses.

2.2 Sozial- interaktive Modelle

Kommen wir zur zweiten Modellvariante: den sozial-interaktiven Modellen, wie sie z. B. von Nystrand (1986 und 1989) vorgeschlagen worden sind. Seinem Modell liegt eine vollständig andere Konzeption des Schreibens zugrunde. Schreiben wird hier nicht als Form der individuellen und kognitiv fundierten Textproduktion aufgefaßt, sondern als Form der sozialen Interaktion eines Schreibers und eines Lesers. Texte sind insofern weniger Produkte eines Herstellungsprozesses, als vielmehr Interaktionspotentiale, über die die Reziprozität zwischen den sozialen Welten von Schreiber und Leser hergestellt wird. Für den Formulierungsprozeß bedeutet dies, daß er sich vor allem an den Erwartungen und Wissensressourcen des Lesers zu orientieren hat, damit Kommunikation möglich wird und gelingt.

Der Formulierungsprozeß wird demnach von drei grundlegenden Prinzipien oder Regeln gesteuert (vgl. Nystrand 1989):

- zu Beginn des Formulierungsprozesses muß eine gemeinsame soziale Welt als Rahmen wechselseitiger Verständigung etabliert werden;
- im Verlauf des Formulierens müssen geplante Äußerungen in den einmal gewählten Verständigungsrahmen so eingepaßt werden, daß er aufrechterhalten, kontrolliert, expandiert oder modifiziert werden kann;
- Formulierungen müssen im Bedarfsfall so erweitert oder elaboriert werden, daß Verständigungsmodalitäten geklärt und Verständigungsprobleme vermieden werden.

Bereits terminologisch wird in Nystrands Modell deutlich, daß diese sozial-interaktive Konzeption des Formulierens einen völlig anderen theoretischen Hintergrund hat als das sprachproduktive Modell; zudem hat es auch einen anderen Erklärungsanspruch. Der theoretische Hintergrund besteht im wesentlichen aus Konzepten des soziologischen Interaktionismus und der Konversationsanalyse; und erklärt werden soll hier nicht, wie aus Gedanken Sätze oder Texte werden, sondern in welcher Weise sich aus der besonderen Kommunikationssituation des Schreibens Konsequenzen für den Formulierungsprozeß und die globale Architektur eines Textes ergeben.

Was spricht für, was spricht gegen ein derartiges Modell?

Positiv ist sicherlich, daß solche Modelle einen Tatbestand betonen, der in sprachproduktiven Modellen nicht berücksichtigt wird: die Tatsache nämlich, daß Formulieren eine kommunikative Tätigkeit ist, für die der Leser eine zentrale Rolle spielt, die deshalb ganz sicher auch von verständigungsorientierten Aspekten geprägt ist und gesteuert wird.

Verständigungsbezogene Aspekte spielen im Formulierungsprozeß eine zentrale Rolle, aber sie spielen sicherlich nicht die *gleiche* Rolle wie im Falle unmittelbar mündlicher Kommunikation. Genau an diesem Problem geht das sozial-interaktive Formulierungsmodell etwa von Nystrand vorbei. Es leitet aus Untersuchungen von *face-to-face* Interaktionen allgemeine Prinzipien der Verständnisherstellung und -sicherung ab und überträgt diese dann umstandslos auf Formen textvermittelter Kommunikation. Das ist nicht nur eine problematische Parallelisierung, sie ist auch unproduktiv. Denn interessant ist ja nicht die Frage nach der Gleichartigkeit beider Kommunikationsmodi, sondern die Frage nach ihrer Verschiedenartigkeit.

Ein zweites Argument gegen solche Modelle ist ein empirisches. Wenn man Formulierungsprozesse etwa über *think-aloud* Protokolle beobachtet, dann fällt auf, daß verständigungs- und leserorientierte Überlegungen zwar manchmal auftreten, sie treten aber bei weitem nicht so häufig auf, wie dies das sozial-interaktive Modell vermuten ließe.

Woran liegt das?

Das liegt schlicht daran, daß gerade im Falle schriftlicher Kommunikation die Formen der Reziprozitätsherstellung, der Aushandlung sozialer Welten usw. oft gar keine Probleme des Schreibers sind. Sie sind deshalb keine Probleme, weil beim Formulieren in vielen Fällen auf konventionell vorliegende Problemlösungen zurückgegriffen werden kann.² Man kann beispielsweise Textmuster oder konventionalisierte Stile, aber auch Phänomene wie Normen der Grammatikalität und Orthographie als solche Lösungen von Verständigungsproblemen auffassen (vgl. Sandig 1997). Sie liegen als gesellschaftlich erarbeitete und abgesicherte Formen der Verständnissicherung vor und werden von Schreibern benutzt, nicht aber, wie das Modell unterstellt, jedesmal individuell neu erfunden.³ Dieses Phänomen ist in sozial-interaktiven Modellen nicht vorgesehen, weil sie der Aushandlungslogik von *face-to-face* Interaktionen verpflichtet sind. Und damit entgeht ihnen naturgemäß auch die Frage, in welcher Weise konventionalisiertes Wissen verschiedener Ebenen und individuell-innovative Leistungen im Formulierungsprozeß zusammenwirken.

2.3 Linguistisch-stilistische Modelle

Die dritte Modellvariante, die den Formulierungsprozeß in linguistisch-stilistischer Perspektive in den Blick nimmt, betrachtet Formulieren primär als sprachliche Tätigkeit zur Herstellung spezifischer sprachlicher Äußerungen; nämlich solcher Äußerungen oder Texte, die besondere Anforderungen an den Textproduzenten stellen, deren Produktion also besondere Schwierigkeiten bereitet und die deshalb besonderer Verfahren der Textherstellung bedürfen. Eine solche Position vertritt etwa Antos (1982); aber auch andere Theoretiker wie beispielsweise Murray (1978) sind zumindest in der Tendenz der Auffassung, daß Formulieren sich im wesentlichen unabhängig von allgemeinen Bedingungen der Sprachproduktion betrachten läßt: nämlich als insbesondere für das Schreiben typische, selbst weitgehend textbasierte Form der Textoptimierung durch Umformulieren oder Reformulieren.

Dieses linguistisch-stilistische Modell des Formulierens ist weit differenzierter, theoretisch konsistenter und methodisch handhabbarer als die beiden oben skiz-

2 Auf die Unterschiedlichkeit unmittelbar mündlicher und schriftvermittelter Kommunikation kann ich hier nicht eingehen. Es sei hier nur erwähnt, daß sich die Schrift und die mit dem Schreiben zusammenhängenden Konventionssysteme auf der Grundlage der spezifischen sozialen Funktion und Einbettung dieser Kommunikationsform entwickelt haben (vgl. hierzu z. B. Ehlich 1983).

3 Eva-Maria Jakobs hat mich darauf aufmerksam gemacht, daß das Ausmaß, in dem auf solche konventionellen Lösungen von Schreibproblemen zurückgegriffen werden kann, auch von der Art des Kommunikationsproblems, der Textsorte oder der Erfahrung und dem Status des Schreibenden abhängig ist. Das ist sicher richtig. Die Kritik am interaktiven Modell richtet sich aber nicht dagegen, daß der Prozeß der Verständigung mit dem Leser als wichtige Determinante des Schreibprozesses anerkannt wird, sondern gegen die einseitige Hypostasierung seines Einflusses auf das Schreiben. Diese Einseitigkeit erlaubt nämlich Differenzierungen nicht, wie sie oben angedeutet sind.

zierten Konzepte. Die harte, anfangs erwähnte These von der systematischen Unproduktivität der vorliegenden Modelle ist hier also etwas einzuschränken. Betrachtet man etwa die Vorschläge von Antos (1982), dann erlaubt sein Modell die Identifizierung verschiedener Typen von Formulierungshandlungen und -barrieren; es trifft über die Auffassung des Formulierens als dialektisches Problemlösen einen sicherlich zentralen Aspekt des Prozesses; und es bietet eine Methodik, mit der Formulieren als Rekonstruktion von Umformulierungsschritten empirisch auch greifbar wird.

Diese theoretische und methodische Konsistenz hat allerdings einen hohen Preis. Sie wird damit erkaufte, daß die Konzeption des Formulierens als textbasiertes Umformulieren das Modell schriftlichen Formulierens von einer allgemeinen Theorie der Sprachproduktion weitgehend abkoppelt. Dies ist zumindest unbefriedigend. Schon aus Gründen der theoretischen Sparsamkeit wäre es sinnvoller, das Formulieren von Texten als speziellen Fall und damit auf der Grundlage einer allgemeinen Theorie der Sprachproduktion zu entwickeln. Schlimmer ist allerdings die Konsequenz, daß aufgrund dieser Abkopplung bestimmte und interessante Fragen nicht in den Blick geraten. So etwa die Frage nach dem Input von Formulierungsprozessen und den spezifischen Wechselwirkungen zwischen Planen und Formulieren im Fall der Produktion von Texten. Es ist mittlerweile unbestritten, daß es solche Wechselwirkungen gibt und daß sie im Falle des Schreibens andere sind als im Falle des Sprechens. Diese Frage stellt sich aber für ein Modell gar nicht, für das kognitives Geschehen gleichsam außerhalb der Perspektive liegt.

Ein zweiter Kritikpunkt richtet sich gegen die Einengung des Formulierungsbegriffs auf innovative Formen der Textproduktion. Formulieren hat – so Antos – schwer zu sein; es ist quasi das Gegenteil konventionalisierter oder automatisierter Sprachproduktion.

Eine derartige Einengung und Gegenüberstellung von Formulieren einerseits und Routinisierung andererseits läßt sich schon empirisch nicht vertreten. Der objektive Grad der Schwierigkeit ist weder für einzelne Textarten ohne weiteres feststellbar noch ist er beim Formulieren innerhalb eines Textes gleich. Die Untersuchungen von Keseling (1993) etwa zeigen, daß beim Verfassen von Zusammenfassungen innovativ schwierige Formulierungsphasen ebenso auftreten wie automatisierte. Und dies gilt nicht nur auf der Makroebene von Texten, sondern auch auf der Ebene von Sätzen oder Phrasen. Warum das so ist, ist erst in Ansätzen geklärt – es hat sicher viel mit der Verfügbarkeit von Textmusterwissen oder auch der Kenntnis textartspezifischer Kollokationen zu tun. Der Zusammenhang aber zwischen innovativen und automatisierten Produktionsphasen ist überhaupt nur dann aufklärbar, wenn man nicht von vorneherein und per definitionem eine der beiden Formen aus dem Formulierungsprozeß ausschließt. Dies ist in linguistisch-stilistischen Modellen der Fall.

Ein drittes und letztes Argument: Die These vom „Formulieren als Umformulieren“ hat in der Forschung dazu geführt, daß dem Formulieren als Veränderung

manifest vorliegenden Textes ein viel zu großes Gewicht eingeräumt worden ist. Formulieren wird hier vielfach als Textoptimierung, gutes Schreiben als permanentes Umschreiben oder prägnanter: *Writing* als *Rewriting* aufgefaßt (Murray 1978; Augst 1988). Diese Konzeption des Formulierens ist sympathisch, aber empirisch nicht haltbar. Formulieren spielt sich weitgehend nicht auf der Basis bereits formulierten Textes ab, sondern in einem mental-sprachlichen Bereich, den ich mit dem Begriff „Prätexte“ zu umschreiben versucht habe (vgl. Witte 1987; Wrobel 1992). Formulieren vollzieht sich – kurz gesagt – im Kopf. Das heißt zum einen, daß zum Zeitpunkt der Niederschrift oder Inskription Formulierungen weitgehend vorliegen; zum anderen heißt dies, daß einmal Formuliertes ziemlich änderungsresistent ist. Denn manifeste Textäußerungen sind einerseits Produkte eines langen und mühsamen Produktionsprozesses; ihre Veränderung hat andererseits immer auch Konsequenzen für den bereits produzierten und den noch intendierten Text. Wenn Schreiber manifesten Text verändern, betrifft dies nur sehr selten relevante inhaltliche oder strukturelle Aspekte des Textes. Es betrifft zumeist nur Oberflächenphänomene und ist ohne textgenerative oder innovative Funktion (vgl. Becker-Mrotzek 1992; Rau 1994; Wrobel 1995). Die Auffassung des Formulierens als Umformulieren hat deshalb zwar einen richtigen Kern. Denn natürlich lassen sich Texte umformulieren, und Formulierungsprozesse sind prinzipiell nicht abschließbar. Daraus aber zu schließen, daß Schreiber auch tatsächlich so verfahren, heißt nichts anderes, als methodisch oder pädagogisch vielleicht wünschenswertes Verhalten mit der vorfindlichen Realität zu verwechseln.

3 Wie sollten Modelle des Formulierens aussehen?

Welche Konsequenzen ergeben sich nun aus der hier dargelegten Kritik an den vorliegenden Modellen des Formulierens? Ich will das in vier Anforderungen zusammenfassen, die sich für ein Modell oder eine Theorie des Formulierens stellen:

Die triviale erste Anforderung ist die, daß Modelle beschreibungs- und erklärungsadäquat sein sollten. Mit beschreibungsadäquat meine ich, daß sie nicht in Widerspruch zu empirischen Beobachtungen stehen sollten; mit erklärungsadäquat ist gemeint, daß solche Modelle beobachtbare Phänomene und ihre Zusammenhänge als prinzipiell erklärbar zulassen müssen und nicht von vorneherein ausschließen sollten. Solche erklärungsbedürftigen Zusammenhänge betreffen etwa das Verhältnis von automatisierten und innovativen Formen des Formulierens; sie betreffen aber auch Fragen wie die des Zusammenhangs einer Theorie des schriftlichen Formulierens mit allgemeinen Prinzipien der Sprachproduktion oder der Unterschiede zwischen schriftlichem und mündlichem Formulieren.

Zweitens sollte die Vorstellung aufgegeben werden, es gäbe nur eine einzige und universelle Form des Formulierens im Sinne eines Übersetzungsmechanismus oder als seien Formulierungsprozesse nur durch ein einziges Prinzip determiniert. Formulieren ist demgegenüber als eine komplexe Handlung zu modellieren, für die sich von Fall zu Fall ganz verschiedenartige Anforderungen stellen können. Nimmt

man als Beispiel etwa das wissenschaftliche Schreiben, dann bewegt sich die Spannbreite solcher Anforderungen zwischen Formen wie Abschreiben, Exzerpieren oder Zitieren über Formen wie Paraphrasieren und Zusammenfassen bis hin zu eigenständig-innovativem Formulieren. Es ist unwahrscheinlich, daß diesen verschiedenartigen Schreibformen ein einziges Formulierungsprinzip zugrundeliegt. Viel naheliegender ist die Annahme, daß hier verschiedenartige Handlungsformen wirksam sind, deren spezifische Ausformungen und Kombinationen erst noch zu ermitteln sind. Insofern liegt gerade in der derzeit feststellbaren Spezialisierung von Problemstellungen innerhalb der Schreibforschung („wissenschaftliches Schreiben“; „Schreiben am Computer“ usw.) auch eine Chance zur Überprüfung und eventuellen Neubestimmung ihrer Grundlagen.

Daraus ergibt sich drittens, daß wir als Voraussetzung einer Theorie des Formulierens zunächst einmal viel mehr über einzelne Formulierungsweisen wissen müssen. Die bislang vorherrschende Orientierung an kreativem oder expositorischem Schreiben sollte also ersetzt oder ergänzt werden durch Untersuchungen etwa auch rekapitulierender oder instruktiver Textarten. Hier gibt es einige Ansätze (z. B. Kretzenbacher 1990; Spivey 1990; Endres-Niggemeyer/Schott 1992), die meines Erachtens viel fruchtbarer sind als die hier kritisierten allgemeinen Modelle des Formulierens, die aber auch die Schwierigkeiten und den Aufwand zeigen, der notwendig ist, um solche vermeintlich einfachen Formulierungsprozesse angemessen zu beschreiben und zu rekonstruieren.

Wir sollten schließlich die Vorstellung aufgeben, daß sich ein Modell des Formulierens entweder nur kognitiv, nur sprachlich oder nur interaktiv begründen lasse. Diese Begriffe bezeichnen verschiedene Disziplinen oder konkurrierende theoretische Paradigmen, sie sind aber zugleich auch essentielle Dimensionen des Gegenstandes selbst. Wenn Formulierungsmodelle einen Sprung zwischen Kognitivem und Sprachlichem, zwischen Individuellem und Sozialem postulieren, dann erliegen sie einer Suggestion, die lediglich aus der Struktur des Wissenschaftsbetriebes und der Konkurrenz von Theorien, Paradigmen und Methoden resultiert, die dem Formulierungsprozeß selbst aber nicht unbedingt eigen ist. Hier gibt es wohl eher fließende Übergänge und Wechselwirkungen zwischen den verschiedenen Dimensionen. Die geraten allerdings nur dann in den Blick, wenn man sich dem Gegenstand verpflichtet und weniger der Disziplin, der man angehört, oder dem Paradigma, dem man folgt.

Literatur

- Antos, Gerd (1982): Grundlagen einer Theorie des Formulierens. Textherstellung in geschriebener und gesprochener Sprache. Tübingen: Niemeyer
- Augst, Gerhardt (1988): Schreiben als Überarbeiten. „Writing is rewriting“ oder „Hilfe! Wie kann ich den Nippel durch die Lasche ziehen?“. In: Der Deutschunterricht III, 51-62
- Becker-Mrotzek, Michael (1992): Wie entsteht eine Bedienungsanleitung? Eine empirisch-systematische Rekonstruktion des Schreibprozesses. In: Krings, Hans P./ Antos, Gerd (Hrsg.): Textproduktion. Neue Wege der Forschung. Trier: Wissenschaftlicher Verlag [Fokus; 7], 257-280

- de Beaugrande, Robert A. (1984): Text production: Toward a science of composition. Norwood NJ: Ablex
- de Beaugrande, Robert A./ Dressler, Wolfgang (1981): Einführung in die Textlinguistik. Tübingen: Niemeyer
- Biber, Douglas (1988): Variation across speech and writing. Cambridge: Cambridge Univ. Press
- Chafe, Wallace L. (1985): Linguistic differences produced by differences between speaking and writing. In: Olson, David R./ Torrance, Nancy/ Hildiyard, Angela (eds.): Literacy, language, and learning: The nature and consequences of reading and writing. Cambridge et al.: Cambridge University Press, 105-123
- Chafe, Wallace L./ Danielewicz, Jane (1987): Properties of spoken and written language. In: Horowitz, Rosalind/ Samuels, Jay (eds.): Comprehending oral and written language. San Diego, New York et al.: Academic Press, 83-116
- Ehlich, Konrad (1983): Text und sprachliches Handeln. Die Entstehung von Texten aus dem Bedürfnis nach Überlieferung. In: Assmann, Jan/ Assmann, Aleida/ Hardmeier, Christof (Hrsg.): Schrift und Gedächtnis. Beiträge zu einer Archäologie der literarischen Kommunikation. München: Fink, 24-44
- Endres-Niggemeyer, Brigitte/ Schott, Hannelore (1992): Ein individuelles prozedurales Modell des Abstracting. In: Krings, Hans P./ Antos, Gerd (Hrsg.): Textproduktion. Neue Wege der Forschung. Trier: Wissenschaftlicher Verlag [Fokus; 7], 281-310
- Hayes, John R./ Flower, Linda S. (1980): Identifying the organisation of writing processes. In: Gregg, Lee W./ Steinberg, Erwin R. (eds.): Cognitive processes in writing. Hillsdale NJ: Erlbaum, 3-30
- Keseling, Gisbert (1993): Schreibprozeß und Textstruktur. Empirische Untersuchungen zur Produktion von Zusammenfassungen. Tübingen: Niemeyer
- Kretzenbacher, Heinz L. (1990): Rekapitulationen. Textstrategien der Zusammenfassung von wissenschaftlichen Fachtexten. Tübingen: Narr
- Levelt, Willem J. M. (1989): Speaking. From intention to articulation. Cambridge, London: MIT-Press
- Molitor, Sylvie (1984): Kognitive Prozesse beim Schreiben. Tübingen: Deutsches Institut für Fernstudien [Forschungsbericht; 31]
- Murray, Donald D. (1978): Internal revision: A process of discovery. In: Cooper, Charles R./ Odell, Lee (eds.): Research on composing: Points of departure. Urbana IL: NCTE, 85-103
- Nystrand, Martin (1986): The structure of written communication. Studies in reciprocity between writers and readers. Orlando: Academic Press
- Nystrand, Martin (1989): A social-interactive model of writing. In: Written Communication 1 (6), 66-85
- Rau, Cornelia (1994): Revisionen beim Schreiben. Zur Bedeutung von Veränderungen in Textproduktionsprozessen. Tübingen: Niemeyer
- Sandig, Barbara (1997): Formulieren und Textmuster. Am Beispiel von Wissenschaftstexten. In diesem Band, 25-44
- Spivey, Nancy N. (1990): Transforming Texts. In: Written Communication 2 (7), 256-287
- Tannen, Deborah (ed.) (1982): Spoken and written language: Exploring orality and literacy. Norwood NJ: Ablex
- Witte, Stephen P. (1987): Pre-text and composing. In: College Composition and Communication 4 (38), 397-425
- Wrobel, Arne (1988): Pausen und Planungsprozesse. Realzeitverläufe beim Verfassen von Summaries, Wegbeschreibungen und Geschäftsbriefen. In: Brandt, Wolfgang (Hrsg.): Sprache in Vergangenheit und Gegenwart. Marburg: Hitzeroth [Beiträge aus dem Institut für Germanistische Sprachwissenschaft der Philipps-Universität Marburg], 196-207
- Wrobel, Arne (1992): Revisionen und Formulierungsprozeß. In: Kohrt, Manfred/ Wrobel, Arne (Hrsg.): Schreibprozesse – Schreibprodukte. Festschrift für Gisbert Keseling. Hildesheim, Zürich, New York: Georg Olms, 361-386
- Wrobel, Arne (1995): Schreiben als Handlung. Überlegungen und Untersuchungen zur Theorie der Textproduktion. Tübingen: Niemeyer